wird oder dem Fangeisen zum Opfer fällt. Noch vor wenigen Tagen wurde ein prächtiger, ausgewachsener Wildkater bei Deudesfeld im Kreise Daun erlegt, ebenso gerade in der letzten Zeit bei Pelm in der Eifel und bei Niederbreisig, also an Stellen, wo sie seit langem nicht mehr aufgetreten waren. Wenn man nun auch nicht den Bestand allzu stark werden lassen kann, so wäre es anderseits doch nicht zu verantworten, wenn diese einzige und nach dem Aussterben des Luchses letzte deutsche Wildkatzenart nun auch bei uns völlig ausgerottet werden würde. Die Forst- und Landleute sind sich über den Schaden oder Nutzen dieses sonst so seltenen Raubwildes nicht ganz einig. Sicher ist wohl, daß dort, wo eine Familie von Wildkatzen groß wurde, an eine Jagdnutzung so gut wie nicht mehr zu denken ist; weder ein Rehbestand kommt dort auf, noch Hasen, Kaninchen oder gar Fasanen, die man aussetzte. Anderseits ist doch festzuhalten, daß die Hauptnahrung der Wildkatze in allerlei Kleingetier besteht, das dem Menschen gar keinen Nutzen, ja oft sogar Schaden zufügt. Die Untersuchungen, die man an den Futterüberresten in Wildkatzenbauen angestellt hat, haben mit Sicherheit ergeben, daß Mäuse aller Art, Hamster und Ratten, ferner das kleine Raubzeug, wie Wiesel, Iltis und selbst Marder, am meisten unter der Anwesenheit einer Wildkatze in ihrer Umgebung zu leiden haben und hier durch sie ganz ausgerottet werden können. Aus diesen Gründen ist einer vollständigen Vernichtung dieses Raubwildes, dessen Bestand immerhin nicht mehr übermäßig groß sein dürfte, nicht das Wort zu sprechen. Auch im Harz, wo die Wildkatze noch vereinzelt vorkommt, und wo ihre Ausrottung noch mehr zu befürchten ist als in der Eifel, genießt sie den Jagdschutz einsichtiger Tierfreunde, und an den wenigen andern Stellen in den deutschen Mittelgebirgen, wo sie noch vorkommt, beabsichtigt man ähnliche Schutzmaßregeln oder hat solche schon getroffen.

—⊙—

Elefantenrache

Aus gutem Hause, nur früh in seinem Beruf gescheitert, kam er nach Indien als Tierfänger für einen Zoo und sah über die Eingeborenen mit dem Rassendünkel seiner Nation hinweg, aber schmeichelte, wie alle Engländer, den reichen Landesfürsten und hielt sich bereit, an ihren Höfen zu dienen, falls genug abfiel. Sein Amt war endlich das eines Jägermeisters des Rajah von Berai und seine Freude das Abrichten von Elefanten für die Tigerjagd. Schon beim Einfangen der grauen Ungetüme glimmten seine mattbraunen Augen, die sonst nur die größten seiner Sommersprossen von Farbe und Durchmesser eines Pfennigs schienen.

Eine Lichtung im Dschungel war dann mit Pallisaden und Buschwerk umzäunt, aber offen blieb ein breites Tor mit schwerer Falltür über den Pfosten. Das Klappern und Schreien von Treibern scheuchte eine Elefantenherde aus dem Walde zur Pforte. Dort stutzte der Leitbulle im Galoppieren, aber hörte von drinnen das beruhigende Schnaufen eines abgerichteten Elefanten und führte die Seinen in die Falle. Hinter der Herde sank die Falltür, und lauter lärmten die Treiber. Die Gefangenen rannten in Todesangst gegen die Pallisaden und in die Speerspitzen der Treiber. Am ersten Tag dröhnte die Erde vom Galopp der einen Ausweg suchenden Tiere. Am zweiten hatten ihre Rüssel alle Grashalme in der Lichtung gerupft. Am dritten oder vierten gefellten die Wärter den von Durst und Hunger Erschöpften gezähmte Elefanten zu und begannen mit der Dressur. Unfaßbar schnell ahmten die gebändigten Tiere das Tun der geschulten nach und fügten sich ihrem Geschick mit einer Sanftmut, die dem afrikanischen Elefanten niemals eigen ist. Nur der Trotz des Leitbullen war lange nicht zu brechen. Seine zerschlissenen Ohren erzählten, wie weiße Menschenhaare, von hohem Alter, aber auch der wohl Fünfundsiebzigjährige sollte noch lernen, weil greise Tiere unerschrockener als junge jagen. Der Rotkopf mit Sommersprossen hoffte vom hohen Hals des grauen Riesen das Dschungelgestrüpp wie von einem Turm zu überschauen. Oft mußte der braune Wärter Killipat die Klumpfüße des Widerspenstigen fesseln und die dicke Haut mit der Peitsche gerben. Der Jägermeister schrieb die Zahl der Hiebe und der Tage des Hungerns vor, aber trat dem Gewaltigen nicht unter die Augen. Wer mit Elefanten jagen wollte, durfte sie nicht quälen, denn die Tiere erkannten ihren Peiniger oft noch nach Jahr und Tag und hoben ihn mit dem Rüssel wohl gar aus einer Menge, um Rache zu nehmen.

Doch endlich war der Alte gezähmt und hatte Eingeborene zur Tigerjagd getragen, als auch der Rotkopf auf Bandebast ritt. Wie eine schiefergraue Riesenschlange zog die Kette von dreißig jagderprobten Elefanten durch hohes Dschungelgras, das sogar die roten kleinen Schweinsaugen der Tiere streifte. Nur vier trugen auf den Rücken die Houdah, den viereckigen Korb für Herrenschützen. Auf den Hälsen von neunundzwanzig hockte ein Mahout, der braune Wärter mit Turban und Lendenschurz, der sein Ungetüm, ohne Zügel, nur durch Kitzeln an den Riesenohren mit den Fußzehen lenkte oder zum Halten, Traben, Galoppieren, Niederknien brachte. —

Der Rotkopf war stets sein eigener Mahout und saß mit der Büchse, aber barfuß, auf dem Hals des gezähmten Riesen. Auch von dort konnten seine Augen über die scharfen Spitzen des mannshohen Schilfgrases bis zum Horizont sehen.

Zur Linken wuchs das ferne weiße Blenden der Gipfel des Himalaja aus zerinnenden Wolken. Hier flimmerte das Sonnengleißen zwischen dem blaßblauen Himmel und dem starren Feld grüner Spitzen. Vorn stieg der Rauch von Herdfeuern zu Zederkronen. Dort hatte gestern eine Raubkatze ein Rind aus dem Dörfchen zum Fluß geschleppt. Das Wild mußte leicht zu finden sein, weil Tiger nach dem Fraß der Beute nahe schlafen.

Der Rotkopf ritt am Kopf der Schlange. Des grauen Alten Riesenohren schwappten nach Fliegen. Das Schlagen seines Schwanzbüschels rauschte wie Besenfegen. Der Rüssel schaukelte wie ein Pendel nach rechts und links. Die schiefergraue Haut warf beim Schreiten beindicke Falten. Aus dem Rumpf dröhnte das gurgelnde Brummen des Verdauens wie ferner Donner in die heiße Stille.

Killipat kam vom Dorf und schwenkte den Speer um den Turban: „Bagh Hai-Tiger hier!“ Der Rotkopf stieß die Zehen hinter die Riesenohren und still stand der graue Alte. Zur Rechten wie Linken trabten die Elefanten aus der Kolonne zum Halbkreis auf. Als der Jägermeister in der Mitte zum Antreten winkte, hoben dreißig Tiere ihre Rüssel, wie Fahnenstangen, zum Schnuppern vor die Köpfe. Auch die Treiber spürten das Wild und huschten unter die Leiber der grauen Riesen.

Wieder hob der Alte die Fahne und sein Nachbar trompetete gar. Alle Rüssel peitschten das hohe Gras, das die Klumpfüße mit der Wucht von Walzen an den Erdboden drückten.

„Bagh Hai, Hai — Hier, hier ist der Tiger!“ — das Wild war gestellt, hurtiger und weiter schritten die Flügel des Halbkreises und schlossen den Ring.

„Urrrr!“ Ein junger Elefant quiekte doch in Angst, als vorn im Gras die Katze knurrte. Bald hier bald dort zitterten und schwankten die langen Halme im Ring. Die Elefanten drängten einander näher und zur Mitte. Die Büchsen in vier Houdahs waren schußbereit wie die auf dem Hals des grauen Alten. Regungslos saßen die unbewehrten Mahouts, die den dünnen Stock mit Eisenhaken nur als Zeichen ihrer Würde trugen.

„Urrrr Arrrruff!“ Fünfzehn Schritt vom grauen Riesen schimmerte ein honigfarbener Streifen zwischen Halmen und verschwand. Starr und still stachen die grünen Spitzen ins Sonnenflimmern. Auch die Wildnis hielt den Atem an. Die Menschen schwitzten, und die Tiere zauderten. „Bagh Hai, Bagh Hai“, ermunterten die Treiber und schlugen die Halme vor den Elefanten mit den Speeren zur Seite.

Dicht vor dem Alten zitterte jetzt das hohe Gras, und ihm näher lockte das Jagdfieber die Treiber. Auch Killipat huschte zwischen den dicken Vorderbeinen nach vorn und hob den Speer: „Hai Hai.“ — Vielleicht die Stimme, vielleicht den Kopf seines Peinigers erkannte der eins Geqnälte und hatte den mächtigen Kopf nach unten. Der Reiter auf dem Hals griff nach den Riesenohren, und tiefer schlugen des Elefanten Zähne in Killipats Rücken, während die gestreifte gelbe Katze, wie das Geschoß aus einem Katapult zum Nacken des grauen Riesen sprang und mit der Pranke den Rotkopf in die Halme warf. Zu spät knallten zur Rechten und Linken zwei Büchsen. Wohl lag der Tiger im Blut, aber auch der Jägermeister stand nicht wieder auf. Killipat kam mit dem Leben davon.

—⊙—

Gaskrieg gegen Malaria

Von Dr. H. R. Langen.

Ein türkischer Arzt, Hulussi Mustafa in Diarbekir ist auf die Idee gekommen, zur Bekämpfung der Malariamücken Giftgase zu verwenden. In sumpfigen Gegenden und ausgedehnten Bezirken mit stehenden Gewässern würde das Vergasen keine Schwierigkeiten bereiten und allen Mücken und Larven den Garaus machen. Hulussi Mustafa brachte seine Gedanken zur Kenntnis des Präsidenten der türkischen Republik, Mustafa Kemal Pascha, der die Akten im März 1925 an das Gesundheitsamt in Konstantinopel weiterleitete. Nach einigen Laboratoriumsversuchen hielt man den originellen Gedanken für erwägenswert. Auch auf dem im September 1925 in Angora abgehaltenen türkischen Aerztekongreß wurde diese Idee lebhaft begrüßt. Inzwischen brachte das „Journal of the American Medical Association“ vom 23. Oktober 1926 eine Mitteilung von Andrew Balfour, dem Direktor des Londoner Instituts für Hygiene und Tropenmedizin. Darin wurde die Priorität des Gedankens einer Malariabekämpfung durch Giftgase für einen englischen Gelehrten beansprucht. In den Mitteilungen der Royal Society of Tropical Medecine and Hygiene“ veröffentlichte Dr. K. B. Williamson schon im Jahre 1924 einen Aufsatz über den „Gebrauch von Gasen und Dämpfen zur Tötung von Moskitos“, worin eine Uebersicht über die Resultate der betreffenden Untersuchungen während des Krieges gegeben wurde. Williamson untersuchte eine große Anzahl Gase, vor allem Chlor und Chlorverbindungen. Durch Fortführung der Versuche in großem Maßstabe wird sich ergeben müssen, ob diese Idee einer neuartigen Malariabekämpfung eine Zukunft hat.

Am Ausguck

Geharnischte Pferde beim Stiergefecht.

In Spanien werden von seiten der Regierung Versuche mit einem Harnisch für Pferde unternommen, die beim Stierkampf verwendet werden. Liefern die Versuche ein gutes Resultat, so wird der Harnisch allgemein zwangsweise in Spanien eingeführt werden. Man hofft auf diese Weise die abscheuliche Mißhandlung von Pferden, die bisher den Stiergefechten eigen war zu vermeiden, ohne dem Schaufpiel seinen Reiz zu rauben. Das Stechen des Stieres durch berittene Picadores hält man für notwendig, um das Tier genügend für die nächste Phase des Kampfes zu erschöpfen. Die hierbei verwendeten Lanzen können nur einige Zentimeter tief in den Hals des Tieres eindringen. Der Stier muß wenigstens drei Stiche in die Nackenmuskeln erhalten, und ein gewandter Picador hat die Lanze so in den Nacken zu stoßen, daß er den Stier genügend in der Gewalt behält, um den Angriff des wütenden Tieres auf sein Pferd zum Stehen zu bringen. Dies bringt für den Picador selbst die Gefahr mit, daß die geringste Abweichung beim Stechen sein Leben bedroht. Aus diesem Grunde opfern die meisten Picadore im kritischen Augenblick lieber ihr Pferd. — Es ist ein Preisausschreiben für Entwürfe geeigneter Harnische ausgeschrieben worden. Gelingt es, auf diese Weise das Leben der Pferde etwas mehr zu schonen, so können die Unternehmer bessere und stärkere Reittiere in die Arena bringen lassen, — ein Anreiz für die Picadore, von sich aus schonender mit den Pferden umzugehen. Auf diese Weise würde man zurückkehren zu den glanzvollsten Zeiten in der Geschichte der Stiergefechte, als es für den Picador eine Ehrensache war, daß sein Pferd unverletzt blieb.

Walfischfang mit Flugzeugen.

Der technische Leiter eines Unternehmens für Walfischfang in Victoria, einem Pazifik-Hafen an der kanadisch-amerikanischen Grenze, hat für künftige Fahrten seiner Fangflotte ein Flugzeug gemietet. Der Flieger hat die Aufgabe, Walfische ausfindig zu machen und den Standort durch Funkspruch der Flotte anzuzeigen. Außerdem sollen Versuche angestellt werden, um das Flugzeug auch zur Jagd selbst zu verwenden. Getötete Walfische treiben infolge ihres Fettes und der sich entwickelnden Verwesungsgase lange Zeit an der Oberfläche des Meeres. Ein Flugzeug würde also sofort selbst die Jagd ausüben können und erst danach die Flotte anrufen, ohne daß die Beute inzwischen versinken würde. An die Stelle der Harpunen treten Bomben, welche für an der Meeresoberfläche schwimmende Walfische mit einer Perkussionsmine versehen werden können. Entdeckt man aber vom Flugzeug aus Walfische, die unter der Oberfläche schwimmen, so können Wasserbomben verwandt werden, mit denen im Kriege bereits die Unterseeboote bekämpft wurden. Da die toten Tiere, wie erwähnt, oben treiben, wird es kaum nötig sein, an den Bomben Leinen mit Bojen zu befestigen, um die Beute wiederzufinden. Bei der Verfolgung eines getroffenen flüchtenden Walfisches würde sich die Verwendung solcher Leinen lohnen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 52 Mittwoch, 29. Dezember 1926

Die Losnächte

Von Dr. H. L. Raymann-Hannover.

Aus dem geheimnisvollen Dunkel der Urtage der nordischen Völker Europas ist bis in unsere Tage die Scheu vor den unheimlichen „Zwölfen“ gedrungen. Die „Zwölfe“ sind die auf den 25. Dezember folgenden zwölf „Losnächte“, die in grauer Vorzeit als schreckens- und unheilvoll gefürchtet, auch heute noch in Gebirgs- und ländlichen Gegenden teils rein heidnisch, teils in christlichem Sinne umgehen ihren Spuk treiben und auf die naturverbundenen Bauern, Hirten und Jäger mit zaubervoller Macht wirken. In den Losnächten stürmt Wodans wilde Jagd durch die Lüfte. Johlend reitet der wilde Jäger, der einäugige „Mann im Hut“ mit der Rabenfeder und dem langschleppenden Regenmantel im brausenden Galopp über die rauschenden Kronen der Bäume, gefolgt von seiner laut kläffenden Meute. In seiner Begleitung ist seine Gemahlin Berchta, die güte Frau Holle, die Schützerin des Herdes und des Spinnrockens. Wehe dem, der in diesen Nächten dem wilden Jäger begegnet! Er ist verloren, wenn er nicht den Zauber bannt.

Die Losnächte hängen eng mit dem Licht, mit dem Sonnenlauf zusammen, da die Naturvölker völlig im Banne des Lichtes stehen. Wir Städter und Zivilisationsmenschen, für die riesige Kraftwerke Licht schaffen, die nur zu knipsen brauchen, um die Nacht taghell zu erleuchten, die ihr Feuerzeug in der Tasche mit sich führen und überhaupt stets Licht- und Wärmequellen zur Hand haben, wir haben den einfachen Naturfinn für die gewaltige Bedeutung des Sonnenlichts längst verloren. Für die Vorväter, die das Herdfeuer stets wachhalten mußten, die vielleicht mit einem qualmenden Kienspan die Diele notdürftig erhellten, war der Tag mit Sonnenuntergang zu Ende. Wie mögen sie sich auf die Wiederkehr des Lichtes nach dem langnächtigen Winter gefreut haben, der sie zu Untätigkeit verbannte und gegen den sie sich nicht so wie wir schützen konnten. Uns bieten Nacht und Winter kein Hindernis. Wir können die Nacht zum Tage machen, und der Winter stört Handel und Wandel nicht. Dafür ist uns aber die Naturpoesie, das feine Gefühl für das Erfülltsein der Natur von heimlichen Gewalten fast verloren gegangen. Wir sehen wohl die Schönheit der Natur; aber wer spürt hinter dem schönen Gesicht der Natur ihre rätselvolle Seele?

Am 25. Dezember feierten die germanischen Völker das Jul- oder Wintersonnenwendfest aus Freude darüber, daß die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hat und nun langsam wieder höher am Himmel steigt. In den auf den Julag folgenden zwölf Nächten spürten sie den Kampf zwischen Licht und Finsternis, und man „ahnte und gewahrte in dieser feierlichen Naturzeit, was im Verborgenen vorgeht und vernahm mit geistig feingestimmtem Ohr den gewaltigen Kampf der Kräfte in der Natur“. In den zwölf Rauhnächten scheint die Sonne stillzustehen und zwölf Tage lang währt der Kampf um die Besiegung von Finsternis und Kälte. Diesen Kampf in der Natur stellten die Urvölker sich als einen in den Lüften ausgefochtenen Kampf Wodans, der auf einem dreibeinigen Schimmel daherstürmt, gegen die Mächte der Finsternis vor. In diesen Nächten muß man (daran hält man in manchen Gegenden Deutschlands und Skandinaviens heute noch fest) alle Türen und Fenster schließen, in der Küche darf kein Brotteig stehen, keine Wäsche darf draußen hängen, sie würde sonst zur Leichenwäsche. Besonders unheimlich ist es in den Losnächten an Kreuzwegen in Gehölzen. Nur ganz Verwegene schleichen sich an den Kreuzweg, um von den dort spukenden Unholden zu erlauschen, was im kommenden Jahr geschieht. Was man in diesen Nächten träumt, ist von symbolischer Bedeutung für das kommende Jahr, da diese Träume alles Wichtige des neuen Jahres andeuten. Auch für das Wetter ist die Zeit der Rauhnächte von großer Bedeutung; denn das Wetter der einzelnen Tage der Zwölfe gibt das Wetter des entsprechenden Monats des kommenden Jahres an. Eine alte Bauernregel sagt: „Wie sich das Wetter vom Christtag bis drei Könige verhält, so ist es auch das ganze Jahr bestellt!“ Vielleicht deutet auch die Zwölfzahl der Losnächte auf den Lauf der Sonne durch die zwölf Tierkreiszeichen hin. In Oberbayern und Tirol werden am Schluß der Losnächte die Häuser und Ställe ausgeräuchert.

Aus alledem ist ersichtlich, daß die Losnächte Reste aus der Naturverbundenheit unserer Vorfahren sind, die sich bis in unsere Tage in ländlichen Gegenden erhalten haben.

—⊙—

Feste und wandelbare Neujahrssitten

Von Karl Meitner-Heckert.

Gesetz und Recht der Festgebräuche erben sich seit undenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fort, die Festsitten aber sind wandelbar. Festsitt ist immer: Kulturgefühl. Darum stößt man immer wieder bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten auf eigenartige Festsitten und -gebräuche. Bei den Orientalen auf andere als bei den klassischen Altertumsvölkern, bei den alten Germanen auf andere als bei den Deutschen von heute. Der Geburtstag des neuen Jahres ging bei den früheren Völkern von zwei Grundgedanken aus: man ließ den Kreislauf des Naturjahres entweder mit dem Absterben alles blühenden Lebens im Winter oder mit dem Wiederaufsprießen der Natur im Frühling beginnen. Als Jahresanfang galt darum: Winter- oder Sommersonnenwende. Unter Kaiser Karl dem Großen galt in Deutschland der 25. März als Neujahrsfest, obwohl schon im Jahre 567 eine Synode für Frankreich bestimmte, daß in Anlehnung des Berichtes des Evangelisten Lukas „im Namen Jesu das neue Jahr acht Tage nach der Geburt Christi beginnen solle“. Der Kampf um den 1. Januar ist dann durch Jahrhunderte fortgeführt worden; heute feiern fast alle Völker das Neujahrsfest zu gleicher Zeit. Immer schon schwebte über der ersten Stunde eines neuen Jahres eine feierliche Stimmung, die in speziellen Neujahrssitten und -gebräuchen ihren Ausdruck im Volke fand. Im alten Rom brachte man dem doppelköpfigen Janus, dem Kriegs- und Friedensgott, ein Neujahrsopfer dar und benannte zu ihm zu Ehren den ersten in der Monatsreihe: Januar. Die Germanen feierten zu Odins Ehren das Julfest, bei dem das Hauptopfer ein Eber war, dessen Gestalt, aus Teig geformt, von den Frauen gebacken, auch auf den Tafeln erschien. Außerdem galten noch als besondere Julfestspeisen Honigkuchen und Fische. Die christliche Kirchenfeier behielt für das Weihnachts- und Neujahrsfest diese Speisen bei, wobei sich der Odinseber zum „Stollen“ gewandelt hat. Uralt ist allgemein die Sitte des Glückwünschens zum Jahreswechsel, die meist auch mit dem Gebrauch von Neujahrsgaben verbunden war. Neujahrsgeschenke und -glückwünsche der alten Aegypter sind gerade in unseren Tagen aus vieltausendjährigem Schlummer der Gräberwelt aufgetaucht. Die alten Aegypter beschenkten sich beim Jahreswechsel mit Gegenständen, auf denen ihre Glückwünsche in Hieroglyphenschrift aufgeschrieben waren. So wurde z. B. einem Grabraum ein glasiertes Fläschchen entnommen, auf welchem das Bild einer Blume zu sehen war und der Neujahrswunschtext: „Die Blume erschließt sich — siehe! da kommt ein neues Jahr!“ Auf den heiligen Käfern, den Skarabäen wurden kurze Neujahrssprüche übermittelt; z. B. „Glück für Alles!“ Neujahrsgeschenke im alten Rom bestanden in Datteln, getrockneten Feigen, Honig und dergleichen. Neujahrsgeschenke zu geben, galt als ein Vorrecht der Patrizier. Als die Sitte Allgemeingut wurde, verehrte man sich gegenseitig Schaumünzen u. Prachtmedaillen. Die aus dem Altertum erhältenen schönsten Münzen wurden fast durchweg als Neujahrsgeschenke festgestellt. Später nahm die Sitte der Neujahrsgeschenke immer größere Dimensionen an. Klassen von Malern beschäftigten sich mit der Anfertigung von Frucht- und Kuchenstückenbildern, die als Festgeschenke verwertet wurden („Xenien“). Auch Dichter trugen das ihrige bei, um durch Verse die Neujahrsspenden zu verschönen. Vierfachen Wert gab Tiberius, als er zur Herrschaft gelangte, für ihm überreichte Neujahrsgeschenke. Caligula änderte die Sitte, er ließ sich nur beschenken, um, ohne Gegengeschenke zu leisten, seine Schatzkammern zu füllen. Der Glückwunsch zum neuen Jahr bei den Römern lautete: „Annum novum fauftum felicemque tibi!“ — „Ein neues, glückliches und gesegnetes Jahr Dir!“ Diesen Spruch riefen sich alle Begegnenden zu, eine Sitte, die sich in unserer Zeit in dem neujahrlichen „Prosit Neujahr!“ verstümmelt erhalten hat. Ueber den inneren Wert des „Prosit Neujahr!“ und den Vorzug der Verkürzung kann man, wie bei den sonstigen modernen Grußgepflogenheiten, („Mahlzeit!“, „'n Tag!“ usw.) streiten. Der mündliche Gruß als Neujahrssitte wandelte sich allmählich zur schriftlichen Gratulation. Als erste „Neujahrskarte“ gilt ein vom Jahre 1466 datierter Kupferstich mit dem Meistersignum E. S., auf dem ein Christkind mit einem zierlichen Spruchband und der Inschrift „ein gud selig jahr“ dargestellt ist. Die Forschung weist nach, daß auch die alten Deutschen die Sitte der Neujahrsgeschenke kannten und übten. Dieser germanische Brauch hat sich bis auf unsere Tage noch in einzelnen Handwerksgilden erhalten. Besonders die Bäcker geben den Kindern Neujahrsgebäck, in Schwaben einen gebackenen Kranz, in Ostfriesland Kuchen, auf denen Pferde abgebildet sind, usw. Bekanntlich sandte auch die nach mittelalterlicher Ueberlieferung in Halle an der Saale existierende Salzwirkerbrüderschaft der Halloren bis zum Ausbruch der Revolution dem jeweiligen König von Preußen eine Deputation, die an der königlichen Neujahrstafel mit Soleiern, Wurst und Salz aufwarten und dabei ein Neujahrsgedicht herlagen mußte. — Als der heidnische Jubel und Trubel bei der Neujahrsfeier überhand zu nehmen drohte, begann die Geistlichkeit als weise Erzieherin die „Torheiten der armseligen Heiden“ in kirchliche Neujahrsspiele zu verwandeln, bei denen Helden und Schalke, wenn auch vermummt, an den Heiland und die christlichen Märtyrer erinnern helfen. Die neue Zeit verlegte den „Neujahrsrummel“ in die Silvesternacht, begeht im allgemeinen den Neujahrstag selbst in ernster, feierlicher Stimmung. Er ist ja der Tag, an dem der Wille zum Leben sich kraftvoll überall regt, Geist und Herz mit Vorahnungen und Wünschen, Hoffnungen und Erwartungen erfüllt werden, — Gedankenkreuzungen, aus denen sich der Kult eines Neujahrsaberglaubens herauskristallisierte. Die aufklärende Zeit hat uralte, viel Poesie enthaltende Neujahrssitten und -gebräuche ganz verdrängt oder auf einzelne Gegenden beschränkt. Dort muß man die neujahrlichen Ueberreste echten Volkstums aufsuchen. Das reale Streben der Großstadt hat die Neujahrsgebräuche der Vorfahren und der Ueberlieferung bereits bis zur Unkenntlichkeit gewandelt.

Ein Neujahrstag bei Frau Paopeh

Wie man die Jahreswende in China feiert.

Von S. von Förster-Streffleur.

„Wenn er nachts hier durchkommt, muß er ausrutschen!“ kichert die kleine Frau Paopeh vergnügt, während sie über den Vorraum des Hauses trippelt. Sie und ihre Dienerinnen haben den Fußboden sorgfältig mit glatten Fichtennadeln bestreut, und man kann kaum darüber gehen ohne hinzufallen. Die Dienerinnen lachen verschmitzt und freuen sich mit ihrer Herrin über den gelungenen Streich. „Gewiß Taitai, hier kann er nicht durchkommen, und wir sind vor ihm geschützt, denn einen anderen Weg findet er nicht.“ Nach diesen Worten laufen alle heftig gestikulierend zur Türe hinaus, um weitere Vorbereitungen für das kommende Fest zu treffen.

Der Zufall hat uns zur Neujahrszeit ins Innere des Reiches, zu vornehmen chinesischen Freunden geführt, deren Leben und Treiben während der Jahreswende wir nach Herzenslust beobachten können. Wo gibt es ein zweites so abergläubisches Volk auf Erden? Wo findet man eine solche Fülle uralter, getreulich beibehaltener Gebräuche?.

Bald erfahren wir auch, wer des Nachts ausrutschen soll. Es ist kein Geringerer als der Teufel und mit ihm alle großen und kleinen boshaften Geister, Füchse und Dämonen. Zu so wichtiger Zeit stellen sie sich selbstverständlich zahlreicher als sonst ein. Da muß man Vorsorge treffen, ihnen den Eingang zu verwehren, und auf glatten Fichtennadeln rutscht selbst der Teufel leicht aus. Wenn er aber hinplumpst kann er nicht mehr aufstehen, denn im Grunde genommen ist er fast immer dumm und fällt leicht herein.

Was für eine Freude findet die ganze Familie an den Vorbereitungen für die Neujahrsfestlichkeiten! Am 20. Dezember sind die Kinder von den Schulen gekommen, und von da an dauert der Jubel fast sechs Wochen lang ununterbrochen fort. Für Schulkinder sind es die einzigen während des ganzen Jahres stattfindenden Ferien, und die zahlreichen Frauen der Familie freuen sich mit ihnen über die vergnügte Zeit. Mit Eifer werden in den letzten Dezembertagen, überall wo es Platz gibt, rote Papierstreifen hingeklebt; an Türen, Wände, Schränke und Truhen. Wenn man nach der Ursache fragt, gibt es wieder allgemeines Gekicher. Es ist doch so einfach: Teufel können die rote Farbe nicht vertragen! Sehr wirksam ist es auch, einen Pfirsichbaum, einen Tiger und die beiden Dämonenbezwinger — Shentu und Yülü — an die Hauswand zu malen. Am 23. Dezember wird der Herdgeist gefeiert, und jetzt beginnt das Einkaufen der Vorräte, denn die Kaufleute schließen am 1. Januar ihre Läden, um sie einige Wochen lang nicht mehr zu öffnen. Da ruht jedes Geschäft, jede nicht unbedingt notwendige Arbeit. Beamte gehen auf Urlaub, und sollte man noch so Wichtiges zu tun haben, um diese Zeit wäre es unmöglich in China etwas zu erreichen. Man muß sich hier würdig auf das neue Jahr vorbereiten.

Die Kinder bekommen von den Erwachsenen Kupfermünzen geschenkt, um das alte Jahr niederzuhalten. Sie freuen sich unbändig darüber, denn auf den später stattfindenden Jahrmärkten und Belustigungen dürfen sie dieses Geld ausgeben. Am 30. Dezember endlich ist großes Reinemachen, denn dieses muß längere Zeit anhalten. „Nur keinen Besen zu Neujahr anrühren,“ sagt Frau Paopeh ängstlich, „man könnte das Glück hinausfegen. Und nur am 1. Januar nicht laut sprechen,“ schärft sie uns noch besonders ein, „das kann Unglück bringen“.

Aber was für Lärm gibt es dafür zum Abschied des alten Jahres! Ueberall fröhliche Feste. Raketen schießen in die Lüfte und Böller gehen los. Wir besichtigen Fackelzüge und Lampionbeleuchtungen. Am nächsten Tage ist der Boden von allen Belustigungen mit Papier überstäut. „Aber nur nichs wegfegen, sonst geht das Glück auch mit fort!“ Die Erwachsenen sind die ganze Nacht aufgeblieben, um das neue Jahr zu empfangen, doch trotz aller Uebernächtigkeit überbieten sich die Leute am nächsten Morgen mit Artigkeiten. Wir beobachten durch eine offene Türe, wie Sänfte um Sänfte mit seidengekleideten Herren in den Hof des Yamens getragen wird. Die Beamten kommen dem Gouverneur gratulieren, und kein Untergebener darf dabei fehlen. Ein buntes Bild in diesem alten Hof mit den farbigen aufgebogenen Dächern und den Porzellanlöwen ringsherum. Dieselbe Gratulation findet auch unter den weiblichen Verwandten, Bekannten, Mägden, Kindern und Freundinnen statt. Eine unübersehbare Reihe von Geschenken füllt nach und nach den Raum. Die größeren Kinder haben Pinsel und Tusche und Hefte bekommen und benutzen die neuen Pinsel gleich am Neujahrstag, um Glück in der Schule damit zu haben. Fast kein Laut ist heute hörbar, denn jeder fürchtet sich, an diesem Tage ein Wort von böser Vorbedeutung auszusprechen. Da kommt im Nachmittag plötzlich die arme kleine Frau Paopeh tief erschrocken und aufgeregt von der Küche gelaufen, so schnell ihre winzigen Füße sie tragen können. Was kann geschehen sein? Sie bringt kaum ein Wort über die bebenden Lippen, denn was sich dort zugetragen, ist fürchterlich. Endlich können wir es erfahren. „Der Koch hat beim Kochen — ein Messer benützt! Heute am Neujahrstag! Das bedeutet Tod.“ — Doch bald hat Paopeh sich von ihrem Schrecken erholt, denn die anderen Frauen nennen ihr unzählige Mittel, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen. Es ist ja keine große Sache, eines Messers wegen die bösen Geister zu versöhnen, und alle lachen schließlich bei dem Gedanken, wie schlau sie sich aus dieser Angelegenheit ziehen werden. Glücklicherweise hat an diesem lautlosen Tag niemand das Wort „Reis“ ausgesprochen, denn das wäre unvergleichlich schlimmer gewesen.

Am Abend des Neujahrstages gehen Lärm, Unterhaltung und üppige Mahlzeiten von neuem los. Doch wenn in anderen Ländern das Neujahrsfest damit seinen Abschluß findet, denkt in China niemand daran, sich die Freude so bald verderben zu lassen. Hier ist es erst der Beginn einer langen Reihe ermüdender, lärmender, bis Ende Januar dauernder, fast ununterbrochener Festlichkeiten.

—⊙—

Vom ursprünglichen Sinn des Kalenders

Von Fr. Gläbe-Bremen.

Das Zeichen des neuen Jahres: ein neuer Kalender — für den geschäftigen Menschen ein nüchterner Gebrauchsgegenstand, der die Zeit einteilt in die Abschnitte des bürgerlichen Lebens und uns erinnert an das, was zu tun ist. Aber ist die Zeit nicht viel mehr? Umschließt sie nicht unser Schicksal — die Summe dessen, was wir an Freude und Schmerz erleiden?

Sicher kam der Mensch schon lange vor der uns geschichtlich überlieferten Zeit dazu, diese in kürzere oder längere Abschnitte einzuteilen. Dabei legte er wohl die natürlichen Abschnitte zugrunde, die sich in den verschiedenen Himmelsvorgängen, im Wechsel von Trockenheit und Nässe oder im Pflanzenwachstum darstellten.

Warum aber beachtete der Mensch diese Vorgänge und legte sie im Kalender zahlenmäßig fest? Allein mit der naheliegenden Antwort: wegen der praktischen Bedürfnisse der Jagd oder der Landwirtschaft gibt sich die moderne kulturpsychologische Forschung nicht zufrieden.

Die alten und primitiven Völker — die Beiwörter müssen ohne jedes Werturteil genommen werden — sahen in der Zeit in erster Linie die geheimnisvolle Bringerin von Glück und Unglück. Sie waren das Geschenk übernatürlicher Kräfte und Mächte, die man sich in der Gestalt von Tieren oder phantastischen Dämonen verkörpert dachte.

Diese Wesen beherrschten die Zeit und damit den Menschen; auch, und wohl vor allen Dingen seinen Körper. Nach Danzel („Magie und Geheimwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Kulturgeschichte“) findet sich in einer alten mexikanischen Handschrift aus der Zeit vor der spanischen Eroberung die Abbildung einer menschlichen Gestalt, deren Körperteile allerlei Kalender- und Zeitsymbole tragen. Der darin zum Ausdruck kommende Glaube an einen Zusammenhang zwischen Körperteil und beherrschenden Dämon fand sich in Mexiko und Alt-Aegypten, in Neuseeland und China und ebenso in der Mystik der jüdischen Kabbala. Darum darf man wohl annehmen, daß es sich dabei nicht um einen überlieferten, sondern um einen ursprünglichen Glauben, bezw. ein Wissen handelt.

Neue Beleuchtung dieser Frage brachte das Ergebnis neuerer psychologischer Untersuchung. Danach sollen durch Reizung einzelner Organe Halluzinationen hervorgerufen werden, deren phantastische Vorstellungen je nach dem Organ das gereizt wird, wechseln. Will man das als Erklärung gelten lassen, so wären also „Dämonen“ durch Körperzustände erzeugte, phantastische Vorstellungen, die als wirklich vorhanden geglaubt wurden, u. denen man in vielen Fällen wie schon erwähnt, die Herrschaft über einzelne Zeitabschnitte zuschrieb, die dadurch ihren guten oder bösen Charakter erhielten.

Ihn — nicht die Tage an sich — anzuzeigen: darin bestand die Aufgabe des Kalenders! Auch das erscheint im Lichte der modernen Periodenlehre, wie sie Fließ, Swoboda u. a. Forscher vertreten, die einen regelmäßigen Wechsel von günstigen und ungünstigen Zeitabschnitten annehmen, nicht mehr allzu absurd. Vielleicht lernt der vorwiegend technisch-rationell eingestellte Mensch von heute noch einmal die Schwankungen im Lebensrhythmus wieder fühlen und erkennen, die dem naturverbundenen Sinn des alten primitiven Menschen etwas Gewohntes und Bekanntes gewesen zu sein scheinen.

Aus dem mittleren ägyptischen Reich (etwa 2100—1500 v. Chr.) ist ein Monatskalender überliefert, der 18 Tage als gut, 9 als schlecht und 3 als halbgut bezeichnet. In China wurde der Kalender alljährlich von einer astrologischen Kommission geprüft und neu herausgegeben. Er trieb die Bedeutungswahl der Tage ins für uns Nichtige und Lächerliche. So verzeichnete er nicht nur — das fände sicher auch heute Beifall! — die Tage, an denen man heiraten durfte wohl dann die Ehe glücklich war, sondern auch die, an denen man den Schulbesuch der Kinder beginnen, ein Kleid zuschneiden und sich den Kopf rasieren lassen durfte.

•

Der erste Monat des neuen Jahres.

Fast gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde vom Papst Innocenz 12. der erste Januar als Anfang des Jahres festgesetzt. Vorher hatte man den Jahresbeginn in den christlichen Ländern nicht einheitlich gerechnet; der 25. März und der 25. Dezember erfreuten sich neben dem 1. Januar großer Beliebtheit in dieser seinerseits wiederum nach der Janua (Haustür) so genannt wurde. Der Gott hatte zwei Gesichter; und wie der in einer Haustür stehende Mensch den Blick halb nach draußen, halb nach drinnen gewendet hält, so deutet dieser Name symbolisch die Rückschau ins alte und die Vorschau ins neue Jahr an. Des Januar deutscher Name ist Hartung, der Harte, ein Ausdruck, der rheinischen Ursprungs ist. Im Zeitweiser Karls des Großen hieß er Wintarmanoth; die skandinavische Form lautet Thorre oder Thorrmanot, die Zeit der dürren, trockenen, starren Kälte. Schneemond, Eismond, Hornung und Hartmann sind weitere mundartliche Ausdrücke für diesen ersten Monat des Jahres, dessen lateinischer Name in Oesterreich in Jänner oder Jenner abgewandelt wurde; dasselbe geschah an der Donau übrigens mit dem Februar, aus dem ein Feber geworden ist.

—⊙—

Das Porzellan und seine Geschichte

Von K. Liermann.

Vor etwa 150 Jahren war das Porzellan bei unseren Vorfahren ein großer Luxus. Geschirre von Holz vertraten bei den Minderbegüterten seine Stelle. Heutzutage ist das freilich anders, es dürfte sich daher wohl der Mühe verlohnen, diesem Vorteil der Kultur hier in Kürze das Wort zu erteilen.

Der Erfindung des Porzellans ging die Töpferkunst voraus. Letztere war zuerst von den Chinesen, und zwar schon um das Jahr 2700 vor Christi Geburt ausgeübt. Etwa 1½ Jahrtausend später fand die Töpferkunst bei den Aegyptern, Babyloniern und alten Persern Eingang; ebenso war den Juden und Griechen diese Kunst bekannt. Vier Jahrhunderte vor Christo erhob sich diese Kunst auf den Gipfel ihrer Blüte. Die früheren Gefäße von gelblicher Farbe, deren bauchige Gestalt mit dunklen Malereien bedeckt war, wichen Gefäßen von eleganteren Formen, die sich zur höchsten Schönheit entfalteten „zumal die roten Malereien auf dunklem Firnis einen milden, anmutigen Charakter trugen. Zur Zeit der römischen Luxusperiode kamen die Tongefäße in Verfall. Man fertigte Gefäße aus Silber und Gold, aus Alabaster und kostbarem Gestein. Dagegen vervollkommnete sich die Gefäßbildnerei bei den Chinesen um diese Zeit mehr und mehr, bis zur Erfindung des Porzellans, etwa um das Jahr 180 vor Christo.

Ursprünglich war das von den Chinesen erfundene Porzellan von weißer Farbe; später kam das blaue, dann das grüne und gelbe Porzellan auf. Die Chinesen beteten eine eigene Gottheit dieser neuen Kunst, den Porzellangott, an und erbauten um das Jahr 1470 n. Chr. aus diesem Material den weltberühmten neun Stockwerk hohen Turm zu Nanking, der gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Taipings zerstört wurde.

In Europa wurde das erste chinesische Porzellan um das Jahr 1550 eingeführt. Es gelangte als Handelsware durch die Portugiesen aus dem himmlischen Reiche in das Abendland. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts finden wir jedoch die Gefäßbildnerei aus Ton bei den Mauren in Spanien wieder, welche ihre Fabrikate mit einer farbigen Glasur überzogen. Von hier verpflanzte sich diese Kunst nach Italien, wo Luca de la Robbia ein Emaille von undurchsichtig weißer Farbe, die Fayence, erfand. Die Fabrikate dieses Industriezweiges, welcher in Florenz und Faenza zur größten Vollkommenheit gelangte, bilden noch heute einen ebenso sehr gesuchten als kostbaren Gegenstand. Frankreich vervollkommnete die Fayencefabrikation derart, daß es erhabene und kolorierte Figuren und Ornamente auf den Flach- und Hohlgefäßen anbrachte. Unter Ludwig 14. kam dieses Fabrikat an den fürstlichen Höfen Europas allgemein in Gebrauch.

In Nürnberg, welches sich in Deutschland durch seine Gefäßbildnerei zuerst auszeichnete, war es das sogenannte Steingut in grauer, gelblicher, blauer und brauner Farbe, aus welchen man namentlich Trinkgefäße und Ofenkacheln herstellte. Später wurde durch Böttcher eine feinere rote Masse erfunden, und hierdurch gelang erst die Herstellung des wirklichen Porzellans, wie es Jahrtausende vorher schon den Chinesen bekannt war. Johann Friedrich Böttcher, der Erfinder des Porzellans, 1681 zu Schleiz geboren, kam zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Berlin und trat bei dem Chemiker Zorn als Lehrling ein. Zufällig kam ihm eine alte Handschrift des Mönches von St. Gallen zu Gesicht, welche die geheimnisvolle Kunst des Goldmachens behandelte. Böttcher überließ sich ganz dem Studium der Altchemie, und verwandelte vor einer größeren Zuschauermenge eine Anzahl silberner Münzstücke vermittels eines Pulvers in Gold. Der erste König von Preußen, der schon manchen vermeintlichen Goldmacher fortgejagt hatte, glaubte endlich den wahren Entdecker des Steines der Weisen gefunden zu haben. Allein Böttcher, mit dessen Kunst es doch nicht ganz richtig sein mochte, entfloh heimlich aus der Hauptstadt Berlin und begab sich nach Wittenberg. Der König gab den entflogenen Goldvogel jedoch nicht so leichten Kaufes auf. Die preußischen Behörden wurden angewiesen, den Entwichten auf jeden Fall wieder herbeizuschaffen. Doch auch der König August 2. von Polen und Sachsen, der ein eifriger Alchemist war, machte Jagd auf das edle Wild, als er von der Angelegenheit hörte. Unter sicherem Geleit wurde Böttcher nach Dresden geführt. Im Hofgarten wurde ihm eine Wohnung zur Ausübung seiner geheimnisvollen Kunst angewiesen. Drei volle Jahre mühte sich der unglückliche Gefangene vergeblich mit der Erfindung einer Goldtinktur ab, bis er endlich im Jahre 1706 aus einer rötlichen Tonerde aus der Gegend von Meißen, die ihm der sächsische Graf Tschirnhausen zu seinen Arbeiten lieferte, zwar nicht das edle Metall, aber eine Porzellanmasse erzeugte, die dem echten chinesischen Porzellan gleichkam. Dasselbe zeichnete sich vor dem bisherigen Fabrikate der Fayence durch seine Härte und Durchsichtigkeit durch einen feinkörnigen Bruch und seinen klingenden Ton, sowie durch die Eigenschaft aus, daß es in den höchsten Hitzegraden und bei dem stärksten Temperaturwechsel nicht zersprang. Kein Wunder, daß der Erfinder eines so lukrativen Gegenstandes in engem Gewahrsam gehalten wurde. Beim Einbruch der Schweden im Jahre 1706 wurde er mit drei seiner Gehilfen auf den Königstein gebracht, denn König August befürchtete, der wertvolle Mann möchte in die Hände der Feinde geraten. Dort zeigt man noch heute die Stelle, wo sich einstmals Böttichers Laboratorium befand. Im Jahre 1710 erhielt Böttcher die Albrechtsburg bei Meißen zur Errichtung einer großen Manufaktur angewiesen.

Wie fast alle Männer großer Entdeckungen, starb auch der Erfinder des weltberühmten Meißener Porzellans im Jahre 1719, während einer Untersuchungshaft im Gefängnis.

Die neue Erfindung rief in ganz Europa Unternehmungen ähnlicher Art hervor, und jeder Hofstaat wollte auch seine Porzellanfabrik nach dem Meißener Muster besitzen. Von allen diesen Anstalten behauptete sich jedoch allein die von dem patriotischen Kaufmann Gotzkowsky auf den Wunsch Friedrichs des Großen in Berlin gegründete Fabrik (jetzt die königliche Porzellanmanufaktur), welche nächst der von Meißen den ersten Rang in Europa einnimmt. Die älteren Fabrikate der beiden genannten Manufakturen wurden von Liebhabern noch bis in die neueste Zeit hinein mit ungeheuren Summen gekauft. So wurden zum Beispiel zwei Vasen von ungefähr 35 cm Höhe auf einer Londoner Auktion für 37 250 Mark verkauft. Eine blaue Tasse aus der Meißner Manufaktur ging für 3200 Mark in den Besitz eines Liebhabers über. Noch heute soll es Leute geben, die so ungeheure Summen für das an sich fast wertlos gewordene Porzellan bezahlen, allerdings müssen die betreffenden Gegenstände aus alter Zeit stammen und eine historische Geschichte besitzen.

—⊙—

Spanische Jagden und Jagdgebräuche

Von Regierungsrat a. D. Dr. Pitzschke.

Für den deutschen Jäger ist Spanien im allgemeinen terra incognita. Noch niemals habe ich in meiner ziemlich langen Jagdpraxis einen deutschen Weidmann kennen gelernt, der auf der Pyrenäen-Halbinsel gejagt hat. Es war deshalb von großem Interesse für mich, aus eigener Anschauung festzustellen, wie es um die Jagd in Spanien steht. Die Genehmigung, große Jagdgebiete des Landes zu besuchen, war unschwer zu erhalten. Der Spanier ist sehr liebenswürdig und insonderheit der spanische Weidmann. Ueberall wurde ich mit offenen Armen aufgenommen und erhielt auch die Erlaubnis, die Jagd auszuüben. Besucht habe ich die Provinz Galicia, die Pyrenäen, die Sierra Guadarrama, die Sierra de Gredos und die Gegend zwischen Aranjuez und Toledo. Weiter südlich bin ich nicht gekommen, da mir die Zeit fehlte. Was ich gesehen habe, hat meine Erwartungen weit übertroffen. Teilweise ist ein Wildreichtum vorhanden, der ganz erstaunlich ist. Dies ist ja auch nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Spanien bei einem Flächeninhalt, der größer ist als der des heutigen Deutschlands, nur wenig mehr als zwanzig Millionen Einwohner hat. In fast allen Teilen des Landes, vor allem im Norden, sind große Gebiete vorhanden die fast unbewohnt sind. Diese weiten, mit dürren Gräsern bedeckten Ebenen bieten vor allem dem Niederwild einen sicheren Zufluchtsort. Hier werden weder die Feldhühner ausgemäht, noch die Hasen durch die Feldarbeit gestört.

Jedoch auch in denjenigen Gegenden, die landwirtschaftlich hoch entwickelt sind, ist der Reichtum an Niederwild sehr bedeutend. So habe ich am Tajo zwischen Aranjuez und Toledo in den dortigen Rübenbreiten ungeheure Mengen Feldhühner festgestellt Das in Spanien lebende Huhn ist nicht unser Rebhuhn, sondern das sogenannte Rothuhn, das als außerordentlich wohlschmeckend gilt. Es hat einen roten Schnabel, rote Ständer und weiße Kehle mit schwarzer Einfassung. Im übrigen gleicht es unserem Rebhuhn, das es jedoch an Größe übertrifft.

Die Jagdweise auf Hühner ist im allgemeinen die gleiche wie bei uns. Man jagt auf der Suche mit Vorstehhunden. Diese sind jedoch sehr teuer und daher kommt es, daß man vielfach noch mit Netzen arbeitet, in welche die Hühner getrieben werden. Dieses Fangen der Hühner in Garnen ist wenig schön, wird jedoch noch durch einen anderen Brauch übertroffen, der jedem Waidmannsgefühl ins Gesicht schlägt. Er besteht darin, daß man männliche Rebhühner oder Wachteln einfängt und zähmt. Diese werden dann in Käfigen auf das Feld gestellt und locken durch ihre Rufe die Weibchen und jungen Hühner an, die dann aus dem Hinterhalt niedergeknallt werden. Solche Lockhühner und Lockwachteln habe ich häufig in den Dörfern vor den Häusern in ihren Käfigen hängen sehen. Macht man einen Bauern auf das Unweidmännische dieses Brauches aufmerksam, so findet man kein Verständnis. Man bekommt zur Antwort, daß die Feldhühner aber doch sehr gut schmecken.

Wie mir von glaubwürdiger Seite mitgeteilt wurde, sind Bestrebungen im Gange, diese Jagd mit Lockvögeln zu verbieten. Ich glaube auch daß man bei den Behörden dieses Verbot durchsetzen wird. Die jetzige spanische Regierung hat schon sehr viel auf gesetzlichem Wege für die Jagd getan, da sie erkannt hat, daß eine gutbesetzte Jagd den Nationalreichtum vermehrt.

Wenig Pflege läßt man der Hasenjagd angedeihen, da das Wildbret des Hasen auf spanischen Tischen nicht beliebt ist. Diese Abneigung führt man darauf zurück, daß der Hase angeblich die Gräber aufwühlt und die Leichen annagt. Auf den Dörfern glaubt man noch fest an diese Mär und liebt daher den harmlosen Meister Lampe wenig. In gebildeten Kreisen weiß man natürlich längst, daß diese ganze Sache ein Ammenmärchen ist. Die Abneigung gegen Hasenfleisch ist aber trotzdem geblieben. Ich nehme an, daß es daher kommt, weil man die Hasen nicht richtig zubereitet. Man brät ihn nicht mit Speck und Butter, sondern kocht ihn lediglich mit Wasser und Gewürzkörnern. Ich glaube, daß der Genuß eines auf deutsche Weise zubereiteten Hasen auch die Spanier anderen Sinnes machen würde.

Ist der Hase wenig angesehen, so ist es umsomehr das wilde Kaninchen. Dieses wird in allen möglichen Formen genossen, und nimmt vollkommen den Platz ein, den bei uns der Hase hat. Es ist nur gut, daß hier viele von diesen kleinen Schnellläufern vorhanden sind. Vor allem in den Gebirgen bei Madrid gibt es eine solche Unmasse, daß man riesige Strecken machen kann. Auf einem einzigen Revier in der Sierra Guadarrama wurden im letzten Jahr über 7000 Stück erlegt.

Man schießt das Kaninchen im allgemeinen auf der Suche. Außerdem wird viel mit Frettchen — caza con huron — gearbeitet. Spanien ist ja das Ursprungsland dieser Jagdweise, die sich von dort aus über ganz Europa verbreitet hat.

Gehen wir nun zur Hochwildjagd über, zu der hier auch das Rehwild gehört, so kann man nur sagen, daß sie ebenfalls nicht unbedeutend ist. Wer über die nötige Zeit und die richtigen Beziehungen verfügt, kann bis zum Wolf und Bär alles schießen, was ein Jägerherz begehrt. Bären gibt es noch in Galicia und den Pyrenäen, wo auch Steinböcke und Gemsen vorhanden sind. Diese letzteren, Rebeccos genannt, sind auch noch in der Sierra de Gredos, also unweit Madrid recht häufig. Es ist sehr schwierig, sie zu erlegen, und Schwindelfreiheit ist unbedingt notwendig.

Leichter ist es, wie mir einwandfreie Jäger berichtet haben, Wölfe zu erlegen. Im Winter, der in den spanischen Bergen sehr hart ist, kommen sie aus den Bergen bis weit in die Ebene herab, um ihren Hunger zu stillen. Dann soll es nicht allzu schwer sein, auf den grauen Räuber zu Schuß zu kommen.

Der Bestand an Hirschen und Wildschweinen ist ein guter, während Rehe wenig vorhanden sind. Vor allem stehen hier die riesigen Jagdreviere der spanischen Granden und des Königs an erster Stelle. Alfons XIII. ist ein leidenschaftlicher Jäger und guter Schütze. Man wirft ihm vielfach seine Leidenschaft für das Taubenschießen vor und nennt ihn deshalb einen Schießer. Dies ist jedoch weit gefehlt. Der König ist ein Weidmann durch und durch, der sein Wild hegt und pflegt, und auch dafür gesorgt hat, daß strenge Wildschongesetze eingeführt worden sind.. Furcht ist ihm ein unbekannter Begriff, und je gefährlicher eine Jagd ist, desto lieber ist sie ihm. So beteiligt er sich häufig an den gefahrvollen Jagden auf die kleinen Bergwildschweine in der Nähe von Ronda. Diese Jagden finden zu Pferde statt, und die Schweine werden dabei mit Spießen getötet.

Unmittelbar vor den Toren von Madrid besitzt der König ein großes, mit jeder Art Wild gutbesetztes Jagdrevier, Pardo oder Casa de Campo genannt. Weiter ist vor allem zu nennen der riesige Wildpark in Riofrio, unweit von La Granja, in der Sierra Guadarrama. In diesen Revieren werden auch häufig Hetzjagden zu Pferde mit großen Meuten auf Füchse und Hasen abgehalten. Zur Verwendung kommen hier die kastilianischen Windhunde, kurzhaarige, große und außerordentlich zähe Tiere von hervorragender Schönheit.

Zum Schluß möchte ich noch einige Worte dem „König der Lüfte“ widmen, der dem hiesigen Weidwerk einen ganz besonderen Stempel aufdrückt. Er kommt in allen Teilen des Landes vor und ist durchaus nicht selten. Als ich vor ungefähr fünf Monaten nach Madrid kam, sah ich gleich am zweiten Tage ein Adlerpaar über dem Paseo de Prado kreisen. Diese herrlichen Raubvögel werden hier sehr geschont, um sie vor dem Schicksal der Vernichtung zu bewahren, dem ihre Genossen in fast allen europäischen Ländern anheimgefallen sind. Ich habe kürzlich die Erlaubnis erhalten, einen Adler abzuschießen in einem Revier, in dem es noch viele geben soll. Möge mir „St. Hubertus“ gnädig sein!

—⊙—

Wildkatzen in der Eifel

In den großen, zusammenhängenden Waldburgen an der deutschen Westgrenze hat die Wildkatze trotz der sonst so dichten Besiedlung des Landes einen Schutz gefunden, der es bewirkt hat, daß gerade die Eifel durch einen besonders guten Bestand ausgezeichnet ist. Vornehmlich sind die buschreichen Wasserrisse und kleinen Täler, die von der Hochfläche der Eifel herab, der Mosel, Kur und Sauer sich zuwenden, ihr Lieblingsaufenthalt: dort bedeckt die oft felsigen Hänge dichtes Brombeergebüsch und Dorngestrüpp, das trefflichen Unterschlupf gewährt. So ist an ein Aussterben der Wildkatze in der Eifel vorläufig noch nicht zu denken, ob-